

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Badische Biographien**

**Heidelberg, 1.1875 - 6.1901/10(1935); mehr nicht digitalisiert**

Gfrörer, August Friedrich

**urn:nbn:de:bsz:31-16275**

Minister und bis zum Frühjahr 1810 perfect wurden, sind folgende: Die bisherigen preussischen Dienst- und Exercier-Reglements, die innere Gliederung und Formation der Truppentkörper, die Gradzeichen und die Ausrüstung wurden ganz in die französischen umgewandelt. Die Infanterie-Regimenter zu 2 Bataillonen à 6 Compagnieen (1 Grenadier-, 4 Füsilier-, 1 Voltigeur-Compagnie) erhielten Nummern nach der Rangfolge ihrer Inhaber; und zwar wurde das Leib-Infanterie-Regiment Großherzog jetzt No. 1, Erbgroßherzog No. 2, das Regiment Markgraf Ludwig wurde v. Harrant No. 3, das Regiment v. Harrant wurde vacant No. 4. Nachdem am 15. August 1808 ein aus dem 1. Bataillon des 3. und dem 2. Bataillon des 4. Regiments combinirtes Regiment nach Spanien abmarschirt und dort 1809 zu einem definitiven Regimentsverband vereinigt war, erhielten die zurückgebliebenen zwei Bataillone, gleichfalls vereinigt, die Benennung Infanterie-Regiment Graf Wilhelm v. Hochberg No. 3, das Regiment in Spanien wurde Regiment v. Porbeck, sodann v. Neuenstein No. 4. Die vier Garnisons-Regimenter unter Zuthellung der Mannschaften zu den Feld-Regimentern wurden aufgelöst und dafür für jedes der letzteren ein Depot zu 2 Compagnieen zur Einübung der Ersatzmannschaften für die ins Feld gerückten Regimenter errichtet. Die 1804 bei den Compagnieen errichteten Scharfschützen gingen wieder ein. Das Jäger-Bataillon erhielt 1810 die Benennung: leichtes Infanterie-Bataillon v. Lingg. Das leichte Dragoner-Regiment wurde leichtes Dragoner-Regiment v. Freystedt. Die Artillerie zählte 3 Fuß- und 1 reitende Compagnie, jede 1 Batterie zu 8 Geschützen bedienend. Das ganze badische Truppencorps, welches 1805 6500 Mann zählte, erreichte bis 1810 eine Stärke von 12,000 Mann (s. d. A. Schäffer.) Auch das Gesetz über die Militair-Pflichtigkeit wurde aufgehoben und 1808 das strengere Conscriptiionsgesetz französischen Musters eingeführt.

Karl Freiherr von Geusau, der Sohn desselben, der, am 2. März 1775 in Karlsruhe geboren, in badischen Diensten bei der Garde du Corps die Feldzüge 1793—1796 mitgemacht hatte und 1797 in preussische Dienste getreten war, wurde 1808 als Reiseoberstallmeister in Karlsruhe angestellt, 1812 Oberst und Flügel-Adjutant der Cavalerie, 1813 Oberstallmeister und General-Adjutant, sodann General-Major und 1814 Commandeur der Garde du Corps. Er starb am 13. Februar 1826 in Karlsruhe. L. Löhlein.

#### August Friedrich Gfrörer.

Der Sohn strengkirchlicher protestantischer Eltern, ist Gfrörer am 5. März 1803 in der württembergischen Oberamtsstadt Calw geboren; er theilte mit manchem schwäbischen Theologen das Schicksal, daß er, dem elterlichen Wunsche gehorsam, ohne innere Neigung das Studium der Theologie ergriff, und er machte den in seiner Heimath dafür üblichen Bildungsgang durch. Von 1817—1821 Zögling eines sogenannten niederen Seminars (in Blaubeyren), 1821—1825 Studirender der Theologie im höheren evangelischen Seminar (Stift) zu Tübingen, brachte Gfrörer die Jahre 1825 (vom Herbst an) bis Ende 1827, zum Theil mit Staatsunterstützung, auf Reisen in der Schweiz und in Italien, zu seiner weiteren Ausbildung in den neueren Sprachen und in den geschichtlichen Fächern zu, deren Studium ihn mehr und mehr anzog. Die französische Sprache eignete er sich während eines anderthalbjährigen Aufenthaltes in Lausanne und Genf, die italienische während einjährigen Verweilens zu Rom und Neapel an. Von Bedeutung für seinen Entwicklungsgang war sein Verhältniß zu Herrn v. Bonstetten, mit dem er, als dessen Gesellschafter, im Jahr 1826 zu Genf an der Ordnung und Herausgabe seiner Schriften arbeitete, und dessen erfolgreichen Bemühungen Gfrörer

die Verwilligung der königlichen Unterstützung auf seiner Reise nach Italien zu danken hatte. Als einer der Ersten seiner Promotion wurde Gfrörer 1828 zum Repetenten am Tübinger Stift, 1829 zum Stadtvicar in Stuttgart berufen. Der Eintritt in die theologische Praxis brachte Ueberzeugung und Entschluß vollends zur Reife, daß er einer Laufbahn entsagen müsse, für die er, der mit dem Offenbarungsglauben völlig gebrochen hatte, nicht den geringsten inneren Beruf in sich fühlte. Ein Motiv, das er auch, neben der Hinweisung auf seine literarische und sprachliche Befähigung, mit Nachdruck bei seiner Bewerbung um die Stelle eines dritten Bibliothekars an der k. öffentlichen Bibliothek in Stuttgart, betonte. In dieser Stellung, die ihm 1830 übertragen wurde, war es Gfrörer möglich, sich mit seiner riesigen Arbeitskraft, ohne daß diese durch die, seiner Begabung weniger zusagende mechanische oder organisatorische Thätigkeit des bibliothekarischen Berufs sehr stark in Anspruch genommen worden wäre, der Literatur und dem Geschichtstudium zu widmen. Unter dem Pseudonym Ernst Freymund mit einer Reihe von Aufsätzen über die Lage Europa's („Geschichte unserer Tage“. 1830—1831) in die schriftstellerische Laufbahn eingetreten, stand Gfrörer in seiner ersten größeren Arbeit („Philo und die jüdisch-alexandrinische Theosophie“. 1831) noch wesentlich auf dem Standpunkt des vulgären Rationalismus und gelangte, selbst nach dem abschwächenden und übertüchtenden Urtheil seiner späteren Parteigenossen, zu „Resultaten, die mit der christlichen Lehre nicht immer im Einklang stehen“. In der Vorrede zu der sieben Jahre später erschienenen „Geschichte des Urchristenthums“ (1838. 3 Bde.) verwahrt sich zwar Gfrörer gegen Lob oder Tadel der Bundesgenossenschaft mit der kritischen Schule. Er will kein Vorläufer des modernen Vorkämpfers negativer Wahrheit sein, will für die beiderseitige Methode in der Beweisführung und für das Endergebniß himmelweite Verschiedenheit beanspruchen; wiewohl er das Bekenntniß hinzufügen muß, daß er in vielen Punkten mit Strauß zusammentrifft. Wie wenig aber dieser von Gfrörer gepredigte „durch klare Beweise gestützte historische Glaube an eine außerordentliche, wenn man will übernatürliche Erscheinung“, den er als Ergebnis seiner wesentlich effektischen Methode der Strauß'schen Verneinung entgegenhalten will, wirklich geeignet war, „den Empfindungen zu genügen, die von jeher eifrige, doch zugleich verständige Christen gegenüber dem Stifter der Kirche fühlten“; daß vielmehr Gfrörer sich in dem Bewußtsein nicht täuschte, es werde Manches darin vorkommen, was rechtgläubigen Ohren sehr wehe thun mußte, das spricht, mit seltsam prophetischem Scharfblick, eine der milden Richtung innerhalb des orthodoxen Protestantismus angehörende Stimme aus. „Christenthum und Kirche sind für Gfrörer, jenes nur eine Verklärung des Irdischen in der Seele seines Stifters, dieses nur eine Sammlung von Mißverständnissen seiner ersten Anhänger und ein historisches Moment in der politischen Entwicklung der Völker. Aber wenn trotzdem das Christliche nicht aufhören wird, eine Erlösung zu sein, so wird seine Wahrheit auch Gfrörer einst noch frei machen. . . In der That, wir glauben, wenn der Geschichtschreiber des Urchristenthums mehr Christ sein wird als Politiker, dann wird sich auch in seiner Geschichte eine große schädliche Lücke füllen, und eine andere heilsame bilden. Möge diese Hoffnung eine Prophezeiung sein“. Wenn der allmähliche Uebergang Gfrörer's, dessen Bekenntniß von der Person Jesu in seiner Geschichte des Urchristenthums fast wörtlich wie die bekannte Formel des drei Jahrzehnte jüngeren französischen „Lebens Jesu“ lautet, wenn sein Uebergang zu immer positiveren religiösen Anschauungen, von dem seine klerikalen Biographen sprechen, auch wesentlich auf eine äußerliche Anerkennung der Erfolge des Christenthums zurückgeführt werden muß, in welchem er „im

höchsten Grade einen Gegenstand des öffentlichen Wohles" erkannt wissen wollte, so ist allerdings um so unbestreitbarer eine mehr und mehr hervortretende blinde Achtung und Bewunderung vor den Institutionen der katholischen Kirche. Wie wenig aber bei einer so kräftigen und ehrlichen, in beständiger Opposition sich entwickelnden und sich gefallenden Natur, der Wechsel der religiösen Lebensanschauung gleichbedeutend war mit völliger Unterwerfung unter die neue Autorität mit allen ihren Ansprüchen und Consequenzen, zeigt unter Anderem sein Urtheil über den Jesuitenorden. Gfrörer selbst hat zwar in der 3. Auflage seines „Gustav Adolf“ (1. Aufl. 1837; 3. Aufl. 1852; 4. Aufl., besorgt von Onno Klopp 1863), die noch ein Jahr vor seinem Uebertritt erschien, die bedenklichsten Stellen ausgemerzt; die frische Charakteristik der ersten Auflage ist zu einer farblosen, abgeblähten abgeschwächt worden. Bei solchen Concessionen blieb es aber auch. Ein Freund und Vertheidiger der Jesuiten ist Gfrörer nicht geworden. Das Großartige und das Imponirende an dem Orden ist für ihn, neben seiner Organisation, eben nur die Klugheit in der Wahl und Berechnung der Mittel für seine Zwecke. In dem Vorschlag, den Gfrörer im Frankfurter Parlament zur Wiedervereinigung der beiden größeren Confessionen in Deutschland machte, verlangte er ausdrücklich die Zusicherung von Seiten des päpstlichen Stuhles, daß nie Jesuiten, Redemptoristen und Liguorianer sich auf deutschem Boden niederlassen dürfen. Und wenn ein Geschichtschreiber des Convertitenthums meint, auch Gfrörer dürste seine frühere Ansicht über den Jesuitenorden nachmals geändert haben, so beweisen wenigstens die nach seinem Tode aus seinem Nachlaß von dem Grazer Professor J. B. Weiß herausgegebenen Vorlesungen über die „Geschichte des 18. Jahrhunderts“ (1862—1873. 4 Bde.) das Gegentheil. Gfrörer bekennt sich in diesen Vorlesungen überhaupt zu einem freieren Standpunkt, so daß der Herausgeber ihn gegen manche Katholiken in Schutz nehmen muß, denen er nicht katholisch genug war. Allmählich mehr und mehr ein schlechter Protestant geworden, ist Gfrörer damit keineswegs ein correcter Katholik gewesen. Er war und blieb vom „protestantischen Sauerteig“ stark durchdrungen, und das protestantische Bewußtsein bricht nicht selten auch in seinen späteren Schriften durch. Der Werth der Zugeständnisse, die Gfrörer später etwa gemacht hat oder noch hätte machen sollen, wird auch am meisten durch die autoritative Bedeutung beeinträchtigt, die er selbst für seine historische Methode und für deren Ergebnisse schon in seinen ersten Werken in Anspruch nimmt, welche noch vorherrschend destructiven Charakter an sich tragen. Fühlte sich doch Gfrörer fast wie im Alleinbesitz eines historischen Arcanums, als Meister in der „Kunst historischer Mathematik, auf welche sich nur sehr wenige Gelehrte verstehen“, bewegte sich doch seine historische Forschung von Anfang an nur auf „sturmfestem Boden“. Nur schade, daß Gfrörer selbst mitunter den sturmfesten Boden zu verlassen und die Resultate seiner historisch-mathematischen Untersuchungen aufzugeben für gut fand. In der That, man hat am wenigsten bei der Würdigung der Gfrörer'schen Geschichtsforschung ein Recht, vornehm absprechende Seitenblicke auf das „böshafte Zwergengeschlecht der modernen Schwäzer und auf die Generalpächter der exacten Geschichtswissenschaft“ zu werfen. Die thatsächlichen Vorzüge der Gfrörer'schen Geschichtschreibung sind auch von seinen wissenschaftlichen Gegnern jederzeit anerkannt worden: Eine selbständige geniale Auffassung der Dinge in ihrem inneren Zusammenhang, eine treffende Charakteristik der Verhältnisse und Personen, Frische und Lebendigkeit der Sprache, sichere und kräftige Darstellung. Aber diese Selbständigkeit des Urtheils pflegt gewöhnlich aufzuhören, sobald der confessionell beschränkte Standpunkt Gfrörer's mit in Betracht kommt, und sie artet nicht selten in ein willkürliches Spiel mit den

einseitig benützten, zu den gewagtesten Combinationen über die innersten und geheimsten Absichten und Motive der handelnden Personen verwertheten Quellen aus. Der Mangel an der soliden Grundlage eines, den ganzen Stoff beherrschenden Quellenstudiums und die Einseitigkeiten einer von dem, dem eigenen Standpunkte homogenen Theil der Quellen fast gänzlich geleiteten Darstellung, machen sich vornehmlich da geltend, wo sich Gfrörer auf ein seinen Fähigkeiten und seiner individuellen Begabung ferner gelegenes Gebiet wagt. Besonders charakteristisch für die Gfrörer'sche Geschichtsauffassung ist die Neigung, überall in Trug und List, in Ränken und Tücken die innersten und letzten Triebfedern bei den Handelnden, in einer ewigen Verkettung von Intriguen und Machinationen die wahrsten und fast einzigen Factoren der Geschichte zu erkennen. Mit dieser Auffassung hängt ein sichbares Wohlgefallen zusammen, mit dem seine Feder bei der Kennzeichnung des Schlechten, bei der Darstellung der Schwächen und Gebrechen verweilt, ohne daß diese, immer mit scharfem Blick erkannt, jeberzeit auch die verdiente sittliche Verurtheilung finden. Die Sprache in Gfrörer's Schriften leidet nicht selten an überflüssigen Wiederholungen und breiter Wortfülle, die Darstellung an der Einslechtung des zu Grunde liegenden Materials in die Mittheilung der Ergebnisse. Manche Trivialitäten und Vulgaritäten in den nachgelassenen Schriften mögen wohl nicht für den Druck bestimmt, sondern auf den Effect des Augenblicks beim mündlichen Vortrag berechnet gewesen sein. Mit einer an Unfehlbarkeitswahn streifenden Hartnäckigkeit und mit einem, bis zu den gehässigsten Angriffen auf den Gegner sich fortreißen lassenden, Eigensinn hielt Gfrörer an dem einmal ausgesprochenen Urtheil fest. Auch in den Schriftstücken, die aus seiner amtlichen Stellung und seinem collegialen Verhältniß vorhanden sind, gibt sich mitunter eine jeder Concession schlechtthin unzugängliche Unbeugsamkeit zu erkennen, die sich von einer Position nach der anderen durch die Macht der Beweise sich zurückgedrängt sehend, lieber in einer rechthaberischen Wortklauberei und Silbenstecherei gefällt, als zum Nachgeben und zum Eingeständniß des Irrthums bewegen läßt. Ihren tieferen Grund hatte diese Erscheinung offenbar in der leicht reizbaren Empfindlichkeit eines krankhaft angelegten, durch die Unbehaglichkeiten einer engen, nicht sorgenlosen Existenz gesteigerten Ehrgefühls, und in einem, auch im Privatleben ihn begleitenden, Mißtrauen vor Intriguen, Beeinträchtigung und Bedrückung. Gfrörer zeichnete sich durch eine außerordentliche schriftstellerische Productivität aus. Seine bedeutendsten außer den schon genannten Schriften sind: seine Allgemeine Kirchengeschichte (1841—1846. 4 Bde.), die bis zu Heinrich IV. reicht; eine Untersuchung über Alter, Ursprung und Werth der Decretalen des falschen Isidorus (1848); Geschichte der ost- und westfränkischen Karolinger (1848. 2 Bde.); Urgeschichte des menschlichen Geschlechts (1855. 2 Bde.); Papst Gregor VII. und sein Zeitalter (1859—1861. 7 Bde.) Nach seinem Tode hat aus seinem Nachlaß der Grazer Professor Weiß, in Freiburg als Privatdocent neben Gfrörer thätig und mit ihm nahe befreundet, Gfrörer's Vorlesungen herauszugeben begonnen. Bis jetzt erschienen sind davon: Geschichte des 18. Jahrhunderts (s. oben); Zur Geschichte deutscher Volksrechte (1866. 2 Bde.); Byzantinische Geschichten (1872—1874. 2 Bde.) Im Herbst 1846 als Professor der Geschichte an die Universität Freiburg berufen, nahm Gfrörer als Abgeordneter des 6. Wahlbezirks des württembergischen Donaukreises Theil am Parlament, und kehrte erst im Herbst 1849 auf eine kategorische Weisung der Regierung nach Freiburg zurück. In Uebereinstimmung mit seiner kirchlichen Anschauung gehörte Gfrörer der großdeutschen Partei an und war ein fanatischer Gegner Preußens. Bekannt aus seiner parlamentarischen Thätigkeit ist nur jener verunglückte Antrag auf Wiedervereinigung der

Katholiken und Protestanten, dessen einzelne Artikel nach rein äußerlichen Opportunitätsrückichten ausgewählt sind und wenig Sinn für die tieferen religiösen Unterschiede beider Confessionen verrathen. Nach seinen eigenen Aufzeichnungen widersetzte sich Gfrörer der Verlegung des Parlamentes nach Stuttgart aus allen Kräften, da er sie für eine verderbliche Maßregel hielt. Ein Anfall von Gallenfieber, das ihm der Neger über die Verlegung zugezogen hatte, veranlaßte ihn zu einer Badecur in Homburg im Sommer 1849. Die Vertreibung des Rumpfparlamentes aus Stuttgart suchte er zu befördern. Auch nach dessen Sprengung blieb Gfrörer in Stuttgart, weil er wegen der „immer noch dauernden Empörung“ nicht ohne Lebensgefahr nach Freiburg zurückkehren zu können glaubte. Gfrörer's Familie hatte sich über die Revolutionszeit in Straßburg aufgehalten. Während dort seine Frau und seine Kinder zum Katholicismus übertraten, zögerte Gfrörer selbst mit diesem Schritt aus schwerer Rücksicht auf die öffentliche Meinung und wartete erst einen dramatisch feierlichen Augenblick dafür ab. Als er am 27. November 1853, dem Tage, an welchem in den katholischen Kirchen Badens der bekannte Hirtenbrief des Erzbischofs Hermann v. Vicari verlesen wurde, das katholische Glaubensbekenntniß ablegte, da konnte ja mit einigem Schein für einen solchen Schritt die Bedeutung selbstloser Hingebung an die heilige Sache der bedrängten Kirche in Anspruch genommen werden. An dem badischen Kirchenstreit nahm Gfrörer, der tägliche Gast Erzbischof v. Vicari's, hervorragenden Antheil mit der vollen Hefigkeit der dem Convertiten eigenen Intoleranz gegen Andersgläubige. In der publicistischen Thätigkeit fühlte sich Gfrörer dabei „wie zu Hause“. Im Sommer 1861 wegen eines heftig auftretenden Leberleidens in Karlsbad Heilung suchend, starb er dort an hinzugetretener Wassersucht am 6. Juli 1861, mit Hinterlassung einer zahlreichen Familie. „Ein Mann, gebaut wie Herkules, mit einer prachtvollen Stimme“, mit diesen Worten faßt ein Colleague den Eindruck seiner äußeren Erscheinung bei seinem Amtsantritt in Freiburg zusammen; „eine Persönlichkeit von ungewöhnlichen Eigenschaften“, lautet ein gewichtiges Urtheil über seine geistige Bedeutung: ein nicht geringes Talent werden auch seine entschiedensten Gegner ihm einräumen; daß er mit demselben argen Mißbrauch getrieben, werden die Meisten derer zugeben, die ihn loben. Mit der pietätvollen Verehrung des Gesinnungsgenossen und Verwandten — das mag mit Rücksicht auf jene Leser, die auch eine solche Stimme hören wollen, bemerkt werden — ist ein Nekrolog in der Revue catholique de Louvain 1861 geschrieben, der Gfrörer's Schwiegersohn zum Verfasser hat, den Löwener Professor Paul Alberdingk Thijm.

M. Gmelin.

#### Karl Christian Gmelin.

Dem badischen Zweige der in der Gelehrtenwelt vielfach vertretenen, ursprünglich aus Weilheim stammenden (scherzweise sogar von dem Römer Urbanus Lentulus — „Gemächlin“ — hergeleiteten) Familie Gmelin entstammen zwei in größeren Kreisen bekannt gewordene Männer, der Kupferstecher Wilhelm Friedrich Gmelin (s. d. folg. Art.) und der besonders als Verfasser der Flora Badensis-Alsatica gekannte Karl Christian Gmelin; beide waren Söhne des Pfarrers Jsaak Gmelin zu Badenweiler, wo überhaupt während zwei Jahrhunderten Glieder dieser Familie als protestantische Geistliche ansässig waren. — Am 18. März 1762 daselbst geboren, brachte Karl Christian Gmelin auch die ersten 16 Jahre seines Lebens in der Heimath zu, da er bei seinem Vater und in der Lateinschule der nahe gelegenen Stadt Müllheim einen gründlichen wissenschaftlichen Unterricht erhalten konnte, welcher ihn befähigte, schon im Jahre 1778 die Universität Straßburg zu beziehen. Dort studirte er während der nächsten